

Manchmal ist meine Trauer um ihn so intensiv, dass es sich anfühlt, als würde ich aus einer offenen Wunde bluten. Wenn das geschieht, überkommt mich eine entsetzliche Angst. Wie kann ich die Mutter sein, die Ruby braucht, wenn ich so gebrochen bin? Worauf zwangsläufig die nächste Frage folgt: Wenn ich es nicht kann, biete ich damit meiner Mutter Raum, sich an meinen Platz zu drängen? Der Gedanke ist unerträglich.

»Soll ich Ihre Sachen für Sie aufhängen?«

Anthea, die Haushälterin meiner Mutter, fragt mich das schon, seit Ruby und ich vor wenigen Wochen in Lake Hall eingetroffen sind. Sie hat ein Problem damit, dass ich immer noch aus dem Koffer lebe. Meine Kleidung ist ein chaotischer Haufen, halb im Koffer, halb auf dem Läufer. Sie muss mich für faul und unordentlich halten. Normalerweise hätte ich direkt nach der Ankunft ausgepackt, aber seit Chris tot ist, lähmt mich eine befremdliche Trägheit.

*Das ist Trauer*, mailte mir eine Freundin, als ich es ihr beschrieb. *Sei nicht zu streng mit dir. Du darfst so empfinden.*

Sie hat recht, aber ich weiß, dass es auch Leugnen ist. Auszupacken würde heißen, die Realität meiner Situation zu akzeptieren und mir einzugestehen, dass Ruby und ich auf unabsehbare Zeit in Lake Hall festsitzen, und ich ertrage es nicht. Nicht jetzt. Noch nicht.

»Nein danke«, sage ich zu Anthea. »Das mache ich später.«

»Soll ich Rubys aufhängen?«

»Nein, das mache ich auch.«

Anthea hat ein perfektes Pokerface, dennoch spüre ich ihren Tadel und ihr Mitleid, und beides verletzt meinen Stolz, weil ich damals von zu Hause weggegangen bin, so schnell ich konnte. Ich verließ Lake Hall und meine Eltern, distanzierte mich von ihnen, so gut ich konnte. Ich änderte meinen Namen von Jocelyn in Jo und weigerte mich, auch nur einen Penny von ihnen anzunehmen. Deshalb schmerzt es so sehr, jetzt hier zu sein, abhängig von Mutters Großzügigkeit.

Ich gehe nach unten, um Anthea nicht im Weg zu sein. Tatsächlich hatte ich vergessen, wie es ist, eine Haushälterin zu haben, und obwohl ich es als Kind einfach hingenommen habe, finde ich es jetzt zutiefst verstörend.

In der Küche steht eine leere Sherryflasche an der Seite, die darauf wartet, in die Recyclingtonne geworfen zu werden. Mutter und ich haben gestern Abend recht viel Sherry getrunken, bis wir beide beschwipst waren. Ich mag das Zeug nicht mal, hatte mir aber Mühe gegeben, weil unerwartet der hiesige Pfarrer aufkreuzte und einige Gemeinplätze über das Trauern abließ, als wäre es *die* Erkenntnis schlechthin.

Mutter und ich sind beide Witwe. Mein Vater starb zwei Monate vor meinem Mann an einem Herzinfarkt. Aus heiterem Himmel. Er war erst neunundsechzig. Und ich bin nicht zu seiner Beerdigung gekommen. Ich hatte darüber nachgedacht, aber zu der Zeit hatte ich ihn schon über zehn Jahre nicht mehr gesehen. Sein Tod hat mich getroffen, weil ich ihn sehr geliebt habe. Dennoch bin ich nicht zurückgekommen, um ihn zu beerdigen, weil ich die Vorstellung nicht ertrug, eine

Statistin auf seiner Beerdigung zu sein, während meine Mutter die Hauptdarstellerin war und allen Kummer, alles Mitgefühl für sich in Anspruch nahm.

Als gestern Abend der Pfarrer schwafelte, füllte Mutter unsere Gläser zu oft nach, und ich trank, um die Langeweile zu vertreiben. Bis er ging, war die Tageshitze einer angenehmen Brise vom See gewichen, die durch die offenen Fenster hereinwehte, und der Sherry hatte meine Zunge gelöst.

»Ist es dir eigentlich gar nicht unangenehm, Hausangestellte zu haben, Mutter?«, fragte ich. Die Labradorhündin meines Vaters, Boudicca, die auf dem Läufer lag, hob den Kopf und starrte mich an. Das macht sie immer, wenn sie eine schroffe Stimme hört.

»Wir Holts haben stets Leute aus dem Dorf beschäftigt. Das wird von uns erwartet. Ehrlich, Schatz, du klingst wie eine Kommunistin.«

Dieser Anwurf nagt an mir, genau wie beabsichtigt. Was ich aus der Unterhaltung mit meiner Mutter mitnehme, ist, dass die Blase, in der sie bezüglich ihrer Klasse lebt, zumindest in ihrem Kopf intakt bleibt. Ich bin fassungslos, enttäuscht, aber vor allem fühle ich mich erdrückt.

Ich werde diesen Ort niemals ändern können, und ich fürchte, wenn wir lange genug bleiben, wird er meine Tochter und mich verändern.

So gut wie nichts in Lake Hall hat sich seit meinem Fortgang verändert. Das erkenne ich, als ich Ruby auf ihren Erkundungstouren begleite. Sie kann sich beinahe frei bewegen. Nur die steile hintere Treppe zum Kindertrakt verbiete ich ihr. Ansonsten rennt sie überall herum, und seltene chinesische Vasen wie auch elegante Hepplewhite-Stühle erbeben in ihrem Luftwirbel.

Mir ist seltsam unheimlich, wenn ich sie beobachte, wie sie mit den Fingern über die vernarbten Wände und die großflächige dunkle Holzvertäfelung streicht, oder wenn sie die antiken Gegenstände untersucht, die wie in einem schlecht geführten Museum im ganzen Haus verteilt sind. Lake Hall kommt mir heute tot und veraltet vor, vor allem ohne meinen Vater. Die Wände strahlen eine kalte, unangenehme Energie aus, so durchdringend wie Feuchtigkeit. Manchmal stellen sich mir unvermittelt die Nackenhaare auf. Ich will nicht, dass Ruby sich mit jedem Detail hier vertraut macht, weil es nicht die Kulisse ist, in der ich sie aufwachsen sehen will. Einen ganzen Ozean hatte ich hinter mir gelassen, um sie hiervon wegzubekommen.

Die einzigen Dinge im Haus, die sich wie alte Freunde anfühlen, sind die Bilder. Als Kind hatte ich nicht besonders auf die Holt-Sammlung von Gemälden und Zeichnungen geachtet, dann aber entschied ich mich an der Uni für Kunstgeschichte und war sofort hingerissen. Und ich begann zu begreifen und zu schätzen, was meine Familie da bewahrte. Ich lernte eifrig und hoffte, eine Kunstkennerin zu werden, wie es Generationen von Holts vor mir gewesen waren. Es ist eins der wenigen Merkmale meiner Familie, derer ich mich nicht schäme.

Bei meinen Wanderungen mit Ruby durch Lake Hall blitzen bisweilen glücklichere Erinnerungen inmitten der finsternen auf. Sie sind wie eine Verschnaufpause. Ich erinnere mich, wie Hannah meine Welt gewesen ist und mir Lake Hall wie unser privates, vollkommenes kleines Reich vorkam. Diese hübschen Anflüge von Nostalgie währen jedoch nie lange. Sie werden unweigerlich überschattet, wenn ich mich erinnere, dass es mein Verhalten war, was Hannah forttrieb, und wie sehr die Beziehung zu meiner Mutter hinterher in einen Abwärtstaumel geriet, von dem wir uns bis heute nicht erholt haben.

Schon bevor Hannah ging, hatte ich den Kontakt zu Mutter gemieden. Waren meine Eltern in Lake Hall – gewöhnlich nur an den Wochenenden –, fühlte sich hier alles anders an. Ich sehnte mich danach, Zeit mit meinem Vater zu verbringen, war aber so bemüht, meiner Mutter aus dem Weg zu gehen, dass ich die offiziellen Räume, in denen sie sich aufhielten, weiträumig mied. Mit klopfendem Herzen schlich ich durch die Korridore und ging die Treppen vom Kinderzimmer zur Küche und in den Garten hinunter: sichere Orte, an denen Hannah und ich ungestört waren.

Ruby weiß sehr wenig über mein Leben damals, und ich hoffe, sie muss auch nie mehr erfahren.

Als Rubys anfängliche Begeisterung für England verklingt und mit jedem Tag spürbarer wird, dass Chris fehlt, wird sie introvertierter und fängt an, mehr Zeit online zu verbringen.

Auch ich habe zu kämpfen. Ich fürchte, dass ich Chris aufs Neue verliere, weil die Erinnerungen an ihn beständig blasser werden. Und nicht nur die an Dinge, die wir gemeinsam getan haben, sondern ich habe Angst, dass ich mich immer weniger an sein Gesicht erinnere.

Was mir unmöglich scheint. Chris und ich lernten uns in London kennen und verliebten uns Hals über Kopf, als ich gerade zweiundzwanzig war und er vierundzwanzig. Wir zogen beinahe sofort zusammen, und mein Leben mit seinem zu verbinden war die beste Entscheidung, die ich jemals getroffen habe. Wir wurden Seelenverwandte und beste Freunde, waren unzertrennlich. Doch heute gibt es Momente, in denen ich panisch werde, weil ich mir seine Züge nicht mehr genau vorstellen kann. Dann scrolle ich hektisch durch die Fotos auf meinem Handy, um sie mir zu vergegenwärtigen.

Mein Gedächtnis ist nicht perfekt, das weiß ich, aber einige Dinge sollten unauslöschlich sein. Ich möchte für immer ein klares Bild von Chris in mir abrufen können, sollte nicht auf meine Fantasie angewiesen sein, um vergessene Stellen auszumalen.

Mein Lieblingsfoto von Chris, Ruby und mir habe ich ausgedruckt und gerahmt, einmal für ihr Zimmer, einmal für meines. Das hilft ein bisschen.

Ich versuche, Ruby von ihrem iPad abzulenken. Eines Abends, als sie nicht mal auf die simpelsten Fragen reagiert, bitte ich sie, das Tablet hinzulegen und mich anzusehen.

»Was ist los, mein Liebling?«

»Ich will einfach spielen.«

»Möchtest du nicht reden?«

Ein kleines Kopfschütteln.

»Bist du traurig?«

»Ein bisschen, aber das hier hilft.«

»Bist du sicher?«

Sie nickt, und ich bringe es nicht übers Herz, ihr das iPad wegzunehmen. Dennoch will ich nicht leugnen, dass ihre Verschlossenheit neu ist und ich schreckliche Angst habe, meine Tochter könnte mir entgleiten.

Nach unserem Gespräch schicke ich ihr ein Pinguin-Emoji, obwohl ich direkt neben ihr sitze. Es ist ein Witz, der sich zwischen Chris, Ruby und mir eingebürgert hatte: Wer etwas gut gemacht hat, bekommt zur Belohnung einen Pinguin. Rubys iPad plingt, als er auf ihrem Display erscheint, und sie lächelt. Wenige Sekunden später schickt sie mir einen zurück.

Manchmal stößt sie mich weg, aber in anderen Momenten braucht sie mich immer noch sehr. Seit Chris gestorben ist, schlafen wir fast jede Nacht in einem Bett. Meistens geht sie zunächst in ihres, kriecht dann aber später zu mir unter die Decke. Morgens wache ich grundsätzlich vor ihr auf, und der Anblick ihres wunderschönen, unschuldigen Gesichts neben mir auf dem Kissen geht mir ans Herz. Ich liebe sie so sehr, ertrage es nicht, ihren Kummer zu sehen – sie hier zu sehen.

Ich achte darauf, was sie auf ihrem iPad und ihrem Handy macht, und komme zu dem Schluss, dass die ausgeklügelten Online-Welten, in denen sie sich herumtreibt, unbedenklich sind. Die Spielegruppen, denen sie sich anschließt, sind zumindest ein bisschen wie Gesellschaft und bieten Kontakt zu Kindern ihres Alters. Mutter bemerkt, wie viel sie am Bildschirm hängt, und rügt uns beide deshalb. Sie glaubt, dass es »Rubys Verstand verdirbt«.

Da Ruby und ich sie ignorieren, probiert sie aktiver, Ruby von ihren Displays wegzulocken. Sie bietet an, ihr zu zeigen, wie man die Rosen im ummauerten Garten schneidet. Ruby lehnt mit einem schroffen »Nein« ab. Ihr Benehmen wird unwilliger, je mehr sie sich langweilt. Und ich korrigiere sie nicht. Soll meine Mutter ruhig mal erfahren, wie es ist, so behandelt zu werden.

Sie bietet an, Ruby Bridge beizubringen. Es fängt gut an, doch Ruby verliert rasch das Interesse. »Sie ist zu klein«, sage ich, und Mutter erwidert: »Nun, ich versuche es wenigstens.«

Beim Mittagessen fragt Ruby: »Können wir auf dem See segeln, Granny?«

»Das ist eine gute Idee!« Ich freue mich, dass es etwas gibt, was sie interessiert.

»Nein, leider nicht«, antwortet Mutter. »Das Boot ist nicht mehr seetüchtig. Es ist ganz vergammelt und sehr gefährlich. Es wäre, als wollte man in einem Sieb rausfahren. Erinnerst du dich an diesen hübschen Kinderreim, Jocelyn?«

»They went to sea in a sieve, they did/In a sieve they went to sea ...«, sage ich brav auf. Ich habe die Zeilen augenblicklich wieder im Ohr, erinnere mich an jedes

Heben und Senken in Hannahs Stimme, als sie mir die Verse laut vorlas.

»Als kleines Mädchen hast du diesen Reim sehr gemocht«, sagt Mutter.

»Woher willst du das wissen? Du hast mir nie irgendwas vorgelesen!«

Ich hatte nicht vor, laut zu werden. Ruby starrt mich an, und Mutter blinzelt, bevor sie sagt: »Nein, habe ich wohl nicht. Jemand muss es mir erzählt haben.«

»Können wir das Boot nicht reparieren?«, fragt Ruby.

»Das würde ich sofort machen, wenn es geht. Können wir Geoff bitten, das Bootshaus zu öffnen?« Es ist schon so lange verriegelt, wie ich denken kann; auf jeden Fall seit ich im Internat war.

»Spar dir die Mühe. Keiner fährt raus auf den See«, sagt Mutter. »Und an dieser Regel wird nicht gerüttelt.«

Ruby ist sichtlich enttäuscht. Ihr Stuhl schabt kreischend über den Boden, und sie rennt aus dem Zimmer.

»Nicht die Treppe rauflaufen!«, rufe ich ihr nach. Ich blicke auf mein Essen hinunter, doch mir ist der Appetit vergangen. Dass meine Mutter die Idee so barsch abgeschmettert hat, macht mich wütend. Mutter schürzt die Lippen und schneidet sich Cheddar von einem großen Stück mit vertrockneten Kanten ab. Derweil überlege ich, ob ich es mir leisten könnte, ein Boot instand setzen zu lassen oder ein gebrauchtes zu kaufen.

Meine finanzielle Situation ist bitter seit Chris' Tod, denn wir hatten alles, was wir besaßen, in seine Firma investiert, und es wird dauern, bis ich mit etwas Geld rechnen kann. Unser hübsches kleines Haus in Kalifornien war gemietet, und wir hatten keine Lebensversicherung. Außerdem war unser Konto überzogen. Womit meine Probleme noch nicht endeten, denn mein Aufenthaltsstatus war auch unsicher, sodass ich nicht mehr in den USA bleiben durfte, nachdem Chris gestorben war.

Durch seinen Tod haben Ruby und ich nicht bloß ihn verloren, sondern schlicht alles, was sie je gekannt hat.

Ich lege mein Besteck hin. »Ich sehe mal nach ihr.«

»Zu viel Aufmerksamkeit ist nicht gut für Kinder.«

Automatisch balle ich die Fäuste. »Sag du mir nicht, wie ich meine Tochter erziehen soll.«

»In meinem Haus tue und sage ich, was ich will.«

Bei unserer Ankunft in England fand ich, dass es zu spät im Schuljahr war, um Ruby anzumelden. Es waren nur noch ein paar Wochen, und ich wollte ihr Zeit und Raum geben, um zu trauern und sich einzuleben. Damit der Schock nicht zu groß wird, wenn die Schule im September wieder anfängt, habe ich vereinbart, dass sie in der letzten Woche vor den Sommerferien für einen Tag hingeht. Ich hoffe, dass sie jemanden kennenlernt, den sie mag und mit dem wir Spielvereinbarungen für die Ferien treffen können. Ruby braucht Freunde und Spaß. Vor allem braucht sie jemanden in ihrem Alter, um Mutters und meine Gegenwart etwas abzumildern.